



Feuilleton

Nachdruck verboten.

Kalender.

Kalender zum Jahreswechsel von Silberster Frey.

Noch bevor das neue Jahr seinen Einzug hält, wird in jedem Haushalt der Kalender für jenes beschafft. Meistens gehört er wohl zu den Geschenken, die unter dem Weihnachtsbaum zu liegen pflegen; und es läßt sich nicht leugnen, daß für jeden, der sie bekommt, diese Gabe im großen Ganzen durchaus gelegen sein dürfte. Der Kalender ist nun einmal ein notwendiges Mobiliar für jedes Heim, für jegliche Wohnung; selbst die bescheidenste Junggesellenkammer vermag ihn nicht zu entbehren. Freilich derjenige in Buchform wird verhältnismäßig seltener; er ist eben verdrängt worden von dem meist billigeren und auch wohl handlicheren Abreißkalender. Leider kann sich jedoch der letztere mit dem ersteren im Allgemeinen weder in Bezug auf Inhalt noch auf Ausstattung messen. Wenn man von einigen Abreißkalendern absieht, die von großen, bestbekannten Verlagshäusern auf dem Markt gebracht, allerdings auf Zweckmäßigkeit und technische Schönheit in vollem Maße Anspruch erheben dürfen, verdient die größere Zahl der übrigen doch kaum, daß sie gekauft und benutzt werde. Es ist schon in des Wortes größter Bedeutung, da mutheten sich doch die alten, trauten Buchkalender aus den Tagen der Kindheit weit mehr an mit ihren so schmunzigen Kupfer- und Stahlstichen, an denen wir uns als kleine Leute nicht satt sehen konnten, so daß sie noch heute ganz deutlich vor meinem geistigen Auge stehen. Allerdings waren auch Kalender damals nicht so wohlfeil wie heutzutage. Man wechselte ferner nicht etwa insofern, als man in einem Jahre einen solchen, im nächstfolgenden einen anderen kaufte. Es war und blieb immer der alte, gute Bekannte, nur daß er in ein neues zeitgemäßes Kleid gekleidet worden. Bei seinem Erscheinen auf das Freudenfest begrüßt, wurde er von Anfang bis zu Ende sorgfältig durchgesehen — zuerst vom Vater und der Mutter, darauf der Reihe nach von uns Kindern.

Eine wie wichtige Stellung der Kalender im Haushalte ehemals eingenommen haben muß, das erhellt am Deutlichsten, wenn man ein wenig in seiner Vergangenheit nachblättert. Was enthielt er nicht alles und worüber mußte er nicht Auskunft geben? Da fanden sich gute Rathschläge, wann man sich das Haar schneiden, wann zu Ader lassen solle. Wie der Landmann sein Holz zu schlagen und sein Haus zu bauen habe; wie er den Acker bestellen und das Korn einbringen müsse. Neben diesen so sehr geschätzten sogenannten „Praktiken“ fehlten auch vor allem die Prophezeiungen nicht. Sie wurden auf Grund astrologischer Kombinationen gemacht und standen gleichfalls in hohem Ansehen. So enthielt das „Prognosticon astrologicum“ des Alton und neuen Schreibkalenders, der im Jahre 1598 zu Magdeburg erschien, folgende Ankündigung: „Es wird nunmehr die letzte Zeit des Jahres, nemlich der Herbst, Stille, Keilrennliche Fieber und ansteckende gefährliche Krankheiten herfür treiben, daneben auch viel unheilvolle Krankheiten mit vielen unbekannten gefährlichen und neuen Symptombus zugesellen, darüber sich viel Menschen vorwundern, weil dieselbigen so häufig und unvorhersehbar mit zufallen, und werden solche beschwerliche Gebrechen den Winter hindurch viel haushalten.“ Andererseits enthielten jene alten Kalender auch manche hübschen Merkwürdigkeiten, die von keinem Geringeren herrührt als dem trefflichen Hans Rosenblut aus Nürnberg:

Der sein Haus vol wil besachen,
Der hent zu jasnacht daz ein pachen (Schinken)
Und zu ostern ein zentner smals
Und zu Pfingsten ein scheiben salz
Und laß ein um sant Jacobstag
Weiß und farn, ob ers an gelt vermag,
Und um sant Michaels tag holz und farn.
Hat er dann lenden gelt verstat,
So laß er um sant Gollen ruben und kraut,
Das man zu rechter zeit hat gebauet,
Und um sant Martens tag ein wein,
Und um sant Nicks tag ein gemest schwein,
Und laß ein ocken zu weihnachten:
So darf er das jar wenig mer in das Haus tachten.“

Das Wort Kalender selber stammt aus dem Lateinischen. „Calendar“ hießen bei den Römern die Anfangstage eines jeden Monats; die Zeiteinteilung eines ganzen Jahres aber nannten sie „Calendarium.“ Die ältesten Kalender bei den germanischen Stämmen stellte man her, indem man in Stäbchen Einschnitte machte, vermittelst deren die Zeit in Jahre und Monate eingetheilt wurde. Solcher sogenannten Stäbchen-Kalender sind verhältnismäßig viele auf uns gekommen, allein sie rühren wahrhaftig kaum aus jener grauen Vergangenheit her, sondern dürften

wohl in späteren Jahrhunderten, Sammlern zum Gefallen, hergestellt oder doch nachgebildet sein. Als man dann die wichtige Kunst des Schreibens erlernte, wurde sie selbstverständlich nicht zum mindesten auch zum Anfertigen der so sehr wichtigen Kalender benützt. Das älteste solcher Schriftwerke germanischen Ursprungs, das sich bis in die Jetztzeit erhalten hat, stammt aus dem 6. Jahrhundert nach Christi Geburt. Versetzt ist es im gothischen Dialekt, also in eben jenem, dessen sich auch der Bischof Ulflas bei seiner Bibelübersetzung bediente. Leider ist von jenem so ehrwürdigen Kulturdenkmal nur ein winziger Bruchtheil erhalten, doch selbst dies Stüchlein reicht hin, uns einen Einblick in die chronologische Vergangenheit jener entlegenen Epoche zu verschaffen. Charakteristisch ist, daß schon in jenem Kalender, gerade so wie dies augenblicklich allgemein üblich ist, die Tage untereinander verzeichnet waren. Daneben befindet sich ein freier Raum, der zum Aufzeichnen wichtiger Vorkommnisse bestimmt war.

Erst die Erfindung der Buchdruckerkunst brachte, wie überhaupt auf geistigem Gebiete, so auch auf demjenigen des Kalenderwesens einen nie zuvor geahnten Um- und Aufschwung zu Stande. Die Bücher wurden wohlfeiler, also auch die Kalender. Freilich war ein solcher immer noch ein werthvoller Zugabegegenstand, denn er stellte sich doch so theuer, daß ihn sich nur die bestbemittelten Stände anzuschaffen vermochten. Für Sammler und Forscher sind natürlich Kalender, die aus jener Zeit herrühren, überaus werthvoll und werden dementsprechend hoch bezahlt. So fand man kürzlich bei einem Antiquar in München einen Wandkalender, der aus dem Jahre 1484 stammte und allein für die alte freie Reichsstadt Nürnberg bestimmt war. Das Druckwerk ist einzig in seiner Art und verdient vollkommen die Aufmerksamkeit, die man ihm in den Kreisen der in Betracht kommenden Sachverständigen soll. Es ist in prächtigen, überaus zierlichen Typen gedruckt, zum Theil roth, anderntheils schwarz, und glänzend wie ein Spiegel. In Blaufarbe gibt dieser Kalender seinen Text in zwölf Spalten, von denen jede einundsechzig Zeilen zählt. Von höchst künstlerischen Werthe neben ihrem rein kulturellen sind außerdem die Holzschnitte, die das Druckwerk zieren. Zwar klein, aber überaus fein in der Ausführung, dazu gleichfalls kolorirt, stellen sie außer der Geburt Christi die Beschäftigung des Landmannes dar. Es ist zu wünschen, daß der Zufall, dem die Welt ja schon so viel verdankt, aus den Schatzkammern, wo sie verborgen sind, noch recht zahlreiche Schätze dieser Art heranzieht.

Eine sehr wesentliche Umgestaltung des gesammten Kalenderwesens brachte das Jahr 1699. Damals beschloß die protestantischen Stände des weiland heiligen römischen Reichs deutscher Nation den allgemeinen und endgiltigen Uebergang vom julianischen zum verbesserten gregorianischen Kalender. Auch war den Mathematikern ebenmäßig aufgegeben worden, daß selbige daran gedenken sollten, wie künftighin und mit der Zeit der bisherige abusus der astrologie judiciorum, das will sagen: der astrologische Unfug, aus den Kalendern fort bleiben könne.“ Diesen Zeitpunkt, kamnt den Ereignissen, die mit ihm verknüpft waren, bemerkt der damalige bedeutendste Gelehrte seiner Epoche, der Philosoph Leibniz, seinen Landesherren, den späteren ersten Preußenkönig, zu veranlassen, daß er einen in kommerzieller wie rein wissenschaftlicher Hinsicht sehr weittragenden Schritt thue. Angeregt durch die geistvolle Sophie Charlotte, seiner Freundin und Schülerin, und mit ihr im Bunde, suchte er den Gemahl jener zu bestimmen, daß er in Berlin eine Sternwarte errichte, in direktem Anschluß an eine „Societät der Wissenschaften“, deren Gründung ihm sowohl wie der Kurfürstin zumal am Herzen lag. Diese Gelegenheit aber sollte man benützen, den Kalender zu monopolisiren und das Monopol der zu gründenden Societät, aus der dann später die Akademie hervorging, zu übertragen. Dem Kurfürsten leuchtete der Plan ein. In Folge dessen wurde ihm die neue Societät, von der er solchen Ruhm für seine Lande erhoffen durfte, nicht einen einzigen Groschen kosten. Im Jahre 1701 erschien der erste auf diesem Monopol beruhende Kalender und ihm schlossen sich in der Folge regelmäßig die ferneren an. Aus bescheidenen Anfängen wuchs hier ein periodisch-chronologisches Kunst- und Litteraturwerk empor, das bald die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt in stärkstem Maße herausforderte. Leibniz machte sorgsam darüber, daß diese seine eigenartige Schöpfung nicht etwa ihrem Ziele untreu werde. Dies Streben wurde auch nach dem Hinscheiden des großen Philosophen pietätvoll beibehalten. Die bedeutendsten Männer ihrer Zeit wirkten an diesem Kalender mit. Chobowied, der berühmte Zeichner und Kupferstecher, war unangeseht für ihn thätig. Kalender mit Beiträgen von ihm stehen selbstredend heute in großem Ansehen und werden von Sammlungen und Bibliotheken entsprechend hoch bezahlt. Wohl die größte Freude aber bereitet dieser Kalender seinen Abnehmern und Freunden im Jahre 1802. Er enthielt nämlich ein Litteraturwerk, dem die Gebildeten der gesammten Nation mit größter Spannung entgegen geschaut und dessen sie sich nunmehr zum ersten Male freuen durften. Es war dies: „Die Jungfrau von Orleans“, eine Tragödie von Schiller mit einem Kupfer von Volz.“

Wie schon oben gesagt: wenn man die Mehrzahl der heute auf den Markt gelangenden Kalender mit den so vornehm ausgestatteten und litterarisch oft so bedeutsamen Vorgängen aus früheren Epochen vergleicht, muß der „offenkundige Rückschritt“ der ersteren sofort in die Augen fallen. „Billig und schlecht“ — das ist das Motto, das sie auf der Stirn tragen. Zumal die sogenannten Stillsprüche verdienen kaum, daß der Blick sie trifft. Sie sollten eigentlich Unsinnsprüche genannt werden. Ähnlich ist es mit den Kochrezepten, die für jeden einzelnen Tag angegeben zu sein pflegen. Ohne Wahl und Unterscheidung sind sie meistens zusammen geworfen, ohne die mindeste Rücksicht auf Stand und Geldbeutel desjenigen, für den sie bestimmt wurden. Noch schlechter aber würde sein Magen dabei fahren, wenn er wirklich die angerathenen Gerichte in solcher Zubereitung essen müßte. Kurzum, unsere Kalenderindustrie — denn von einer solchen darf man bei einer geradezu fabrikmäßigen Herstellung nur noch reden — ist in einem Niedergange begriffen, wie er des Volks der Denker einfach unwürdig erscheint. Das einst so werth gehaltene Werkbuch hat Ansehen und Würde von Ehemal vollständig eingebüßt durch die Verunglimpfungen, die es an Inhalt und Aussehen erleiden muß. Und Gottlieb Weisstein, ebenso leunig als Poet wie tüchtig als Forscher, hat vollkommen recht, wenn er behauptet:

„Sobald der Dezember herannahet,
Der schimmernde, schneeig bleiche,
Da spricht aus ungeheurer Saat
Bei uns die Kalenderseuche.
Der Schneider, der Schuster, der Bäcker, der Koch,
Sie beglücken mich mit Kalendern,
Der Barbier und die Zeitung, der Kaufman noch
Kommt zu den Kalenderpendern.
In Papier und in Pappe, zum Hängen, zum Steh'n
Für's Portemonnaie und die Hände —
Da ist gar kein Ende abzulesen
Von all dem Kalendergeschwende.
Der Parfümeur, mit dem Coack der Mann,
Vom Fleischhacker nicht zu schweigen —
Sie hängen mir ihren Kalender an,
Um mir das Datum zu zeigen.
In Druck und in Silber, bald dick und bald platt,
Mit Sprüchlein, zum Reiten, zum Schreiben,
Gemalt und gerreht, bald glänzend, bald matt
In papierenen Hufeisen!
Der Tausel hole das ganze Heer,
Die Dezember-Kalenderpöbel!
Schon habe ich der Kalender mehr
Als im Jahre fröhliche Tage.“

Saucen

... und zwar wirkliche

Saucen!

Eine Sauce sollte den eigenen Fisch- und Gemüsegeschmack so recht erkennen lassen, oft ist es nicht so. Entweder ist sie geschmacklos und fade oder zu stark gewürzt, wodurch die Speise an Feingeschmack verliert. Sie wissen nicht, wie köstlich Saucen sein können, bis Sie dieselben zubereitet haben mit

Mondamin

nach eigenen erprobten Rezepten.

Verlangen Sie diese als „A.“-Buch sof. von Brown & Polson, Berlin C 2 gratis und franco, und Sie kochen dann Saucen, welche wirklich Saucen sind, wohlschmeckend und anregend. Mondamin ist in Packeten à 60, 80, 15 Pfg. überall erhältlich.

Chic! Modern!

Damen-Jacketts u. Kleider-Stoffe für die Winter-Saison auf bequemem Theilzahlung empfiehl

J. Jttmann, Welt-Credit-Haus, Bürenstrasse 4, I.

277

Kleine Anzahlung!

Nicht nur im Sommer, sondern auch in jetziger Zeit ist ein Waldspaziergang nach dem Waldhause ein Genuss. Eine herrl. Waldluft, sowie gute, feste Wege und am Ende eine kleine Vergnügung werden jeden Besucher befriedigen, umsomehr, als auch die verschiedensten Thiere (Borch, Rehbock, Esel etc.) lebendwerth sind. Der Ausflug kann nur empfohlen werden.

Operngläser, in jeder Preislage, Optische Anstalt C. Höhn (Zuh. C. Krieger), Langgasse 5. 9005

Trauringe

Kein Laden. — Grosses Lager.

sowie alle

Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im

Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter Langgasse 3, I. Stiege, an der Marktstrasse. 900

Feuerwerkskörper

Großartige Neuheiten in Salonfeuerwerk, auch ohne Knall.

Frösche, Schwärmer, bengalische Flammen, Knallbonbons, Scherz-Confect, Reger-Küsse mit scherzhaftem Inhalt. Glücks-Figuren.

Neuheit!

Blei-Regelspiel zum Gießen.

Neuheit!

Wilh. Hammann, Wiesbaden, Bärenstraße 2.

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 47.

Wiesbaden, den 30. Dezember.

XVIII. Jahrgang

Zur Pferdefütterung.

Von Carl Wagner.

Die Pferdefütterung ist, wenn sie zweckdienlich sein soll, an die Beobachtung vieler Regeln gebunden.

Das Pferd verlangt zur Erhaltung seiner Gesundheit täglich drei Futterzeiten in Abständen von etwa 4–5 Stunden. Die reichlichste Fütterung soll am Abend gegeben werden. Es ist unerlässlich, die Pferde von Zeit zu Zeit zu tränken. Wenn irgend möglich, soll das Pferd nur mit leerem Magen und leerer Blase zur Arbeit verwendet werden. Ein ermüdet und geschwächt in den Stall zurückkehrendes Pferd soll erst nach Verlauf von einer halben Stunde gefüttert werden.

Zu reichlich bemessene Futterrationen können Verdauungsstörungen und Kolik verursachen; bei zu sehr auseinander liegenden Futterzeiten wird das Futter zu häufig verschlungen, in der Zwischenzeit sind die Pferde ungeduldig, scharren den Stallboden, schlagen gegen den Baum oder sich gegenseitig und werden häufig kopfer. Um den Magen nicht von Neuem zu belasten, ehe die vorhergehende Mahlzeit verdaut ist, muß zwischen die einzelnen Futterzeiten eine Pause von je 4–5 Stunden eintreten.

Wie schon betont, soll die Abendration die stärkste sein. Dies erklärt sich aus der Erfahrung, daß die Pferde des Abends, wenn das leibige Hin- und Herlaufen von Menschen und Thieren aufgehört hat, mit mehr Ruhe fressen, sich legen und ruhig verdauen. Namentlich lebhaft, warmblütige Pferde fressen nur am Abend und in der Nacht, wenn aller Lärm aufgehört hat, mit jener Ruhe, wie sie solchen beladenen Thieren zuträglich ist.

Die einer schweren und oft lange andauernden Arbeit unterworfenen Dienstpferde nehmen Jahr aus, Jahr ein eine große Menge nahrhaften Rauhfutters zu sich und sollen deshalb mit besonderer Regelmäßigkeit zur Tränke geführt werden.

Im Herbst, bei beginnendem Froste, eignen sich Riesenmöhren als Zugabe zum Futter vorzüglich. Im Frühjahr empfiehlt es sich, das Heu Abends, mit etwas Grünfutter vermischt, zu verfüttern. Während des ganzen Jahres ist dem Pferde wöchentlich einmal ein Gefäß zu reichen, namentlich wenn es steht, darf diese Vorschrift nicht veräußert werden.

Wird ein Pferd kurz vor dem Fressen angepannt oder geritten, so zeigt es großen Widerstand vor schwerem Juge oder einer raschen Gangart, kommt rasch außer Athem und in Schweiß. Diese Erscheinung rührt von dem Drucke her, den der aufgebundene Magen auf die Lungen ausübt. Der infolge der Bewegung durcheinander geschüttelte Mageninhalt kann nicht verdaut werden, gleitet unausgenutzt in die Gedärme und wird unter Durchfallerscheinungen abgeleert. Andererseits können sich die unverdaulichen Futtermassen auch stopfen, folgerweise Verdauungsbeschwerden, Blähungen und Kolik verursachen. Das kurz vor der Arbeit dem Pferde gereichte Futter bekommt niemals gut und ist nur geeignet, dasselbe zur Dämpfung zu machen. Es ist also von der größten Wichtigkeit, ein Pferd mit möglichst leerem Magen arbeiten zu lassen.

Die Verdauung des Fasers vollzieht sich in höchstens zwei von Heu erst in drei Stunden. Das zur Verdauung lange Zeit beanspruchende Heu wird also folgerichtig mit größtem Vortheil nach vollendeter Arbeit am Abend gereicht.

Ebenso wichtig ist es, möglichst lange vor der zur Arbeit bestimmten Stunde und nicht zu stark zu tränken. So ein armes Thier, das sich kurz vor dem Anspannen oder Satteln den Bauch nach Belieben mit Wasser gefüllt hat, ist oft gezwungen, den Urin stundenlang bis zur Rückkehr in den Stall zurückzuhalten, was nur zu häufig eine Urininfektion nach sich zieht.

Man unterlasse niemals, ein außer Athem und erhitzt in den Stall eingestelltes Pferd durch kräftiges Abreiben zu trocknen und warte dann noch eine halbe Stunde, ehe man mit der Fütterung beginnt.

Wird diese Vorschrift nicht befolgt, sondern das schweißige Pferd sofort gefüttert und getränkt, so hat man es sich selbst zuzuschreiben, wenn die Folgen dieses leichtsinnigen Verdauungsbeschwerden und Kolik äußern.

Landwirthschaft.

Um Mäuse aus Korn- und Strohlager fernzuhalten, gebrauche ich folgendes Mittel, welches sich vorzüglich bewährt hat. Ich nehme eine genügende Anzahl Drainröhren, streiche mit einem messerähnlichen Holzstabe das Gift in die Mitte der Röhren und vertheile dieselben durch den ganzen Haufen. Bei Abnahme der Mieten werden die Röhren zurückgelegt und ein anderes Mal wieder zu demselben Zweck verwendet. Auch können diese Giftrohre auf Böden und Wohnungen gut verwendet werden, da Mäuse u. s. w. das Gift nicht verschlucken können.

Soll man Chilisalpeter im Herbst geben? Der Chilisalpeter enthält den theuersten aller Pflanzennährstoffe, den Stickstoff in Form von Salpetersäure, welche die Eigenthümlichkeit hat, nicht vom Boden in seinen oberen, den Pflanzengurte zugänglichen Schichten festgehalten zu werden, sondern mit dem Eintreten reichlicher Niederschläge in den Untergrund sinkt, also verloren geht. Die stärksten Niederschläge pflegen aber im Herbst und im Winter einzutreten. Daraus ergibt sich, daß man den Chilisalpeter nur ganz ausnahmsweise vor Winter geben darf und auch dann nur in ganz kleiner Gabe, nämlich dann, wenn es darauf ankommt, zurückgebliebenen oder beschädigten Saaten noch schnell vor Winter etwas aufzuhellen, um sie widerstandsfähiger gegen die rauhe Witterung und kahlen Frost zu machen.

Für Pferde, welche hart mit Jagdhörnern verunkränkt sind, empfiehlt sich folgende Fruchtfolge: 1. Brauche oder Grünfutter gedüngt; 2. Wintertraps; 3. Winterung; 4. Kleegrasgemenge; 5. Kleegras im zweiten Jahre; 6. Winterung und 7. Haferfrucht.

Milchwirthschaft.

Die Unterscheidung frischer und gekochter Milch. Die Unterscheidung frischer und gekochter Milch läßt sich im allgemeinen schon durch den Geruch und Geschmack ausführen. Es gibt aber auch andere Unterscheidungsmethoden, welche hier kurz beschrieben werden sollen. Frische Milch hat die Eigenthümlichkeit, mit einer Auflösung von Guajakharz in Terpentin sofort oder nach

einigen Sekunden eine Blaufärbung zu geben, während gekochte Milch diese Reaktion nicht gibt. Zur Ausführung derselben gibt man in einem Reagiergläschen 10 Kubikcentimeter der zu prüfenden Milch und fügt 1 Kubikcentimeter Guajakharz hinzu, dann schüttelt man kräftig durch und beobachtet, ob eine Blaufärbung eintritt oder nicht. Die zweite Methode ist etwas umständlicher, soll aber sicherer sein. Ihre Ausführung stellt sich folgendermaßen: In ein Bädergläschen mißt man 5 Kubikcentimeter Milch und fügt 50–60 Kubikcentimeter destilliertes Wasser zu, hierauf verrührt man mit einem Glasstabe und setzt unter weiterem Rühren tropfenweise so lange zehnprozentige wässrige Essigsäure zu, bis der Kalkstoff sich in Boden ausgeschieden hat. Man filtrirt nun durch ein Filter von weißem Filterpapier einen Theil der Flüssigkeit ab. Das Filtrat muß klar sein. Erhitzt man dasselbe zum Sieden, so scheidet sich das Albumin in weißen Flocken aus, wenn die Milch roh war; bei gekochter Milch entsteht nur ein Opalisiren der Flüssigkeit.

Weinbau und Kellerrwirthschaft.

Verwendung des Kunstdüngers für Reben. Vielfache Versuche ergaben als beste Mischung bei stehenden alten Reben: Kalisuperphosphat, auf das 10 Kilo, Chilisalpeter 8 Kilo, für steinige, sandige Böden, Thomasmehl pro 10 Kilo, Celschmehl 1 Kilo, für Rebschulen dasselbe Quantum, ebenso für Rebanlagen.

Der Zuckergehalt im Moste ist kein konstanter, jedoch schwankt er nur innerhalb enger Grenzen. Wir erhalten den Gesamtzuckergehalt, pro Liter Most, wenn wir die Nichtzuckerstoffe, welche durchschnittlich 26 Gr. pro 1 Liter betragen, vom Extragehalt abziehen durch Multiplikation mit 100, dann weiter die Anzahl Kilogramm Zucker, welche 1 Hl. Most enthält, — also die Zuckergabe. Auch aus dem spezifischen Gewicht des Mostes allein können wir durch eine einfache Rechnung den Zuckergehalt pro 1 Liter Most finden. Man dividirt die letzten 2 Ziffern des Dichtgewichtes durch 5 und addirt zum Quotienten die Zahl 1 hinzu.

Effizienter Wein wird dadurch erzielt, daß man denselben in ein stark eingedampftes Faß umfüllt, demselben pro Hektoliter 80–100 Gramm gefällten, kohlensauren Kalk zusetzt, welcher mit etwas Wein zu einem dicken Brei vermischt, unter ständigem Umrühren dem Wein zugefügt wird.

Obst- und Gartenbau.

Verjüngen älterer Bäume. Veltre Sträucher und Parkbäume lassen sich sehr gut verjüngen, wie auch dies die Natur selbst an vielen Exemplaren zeigt. Nicht selten entsteht an einem fast altersschwachen Baum unterhalb der stärksten Aeste eine Menge junger Triebe, die anzeigen, daß die über ihnen befindlichen Äste, oft kahlen Theile des Baumes ihrem Ende entgegensehen. Beobachtet man dieses Merkmal und frägt den Baum über denartigen jungen Trieben ein, so entwideln diese nach ein schönes Wachstum und bilden gute Kronen, die meistens erst durch Entfernen der überflüssigen Aeste locker gehalten werden können. Nicht immer tritt dieses Merkmal — die Bildung junger Triebe — auf. Oft entsteht die Nothwendigkeit, größere Kronen abzustutzen oder Sträucherbäume herunterzuschneiden. Jeder noch einigermaßen lebensfähige Baum, gleichviel welchen Alters, verträgt ein Zurückschneiden der Krone bis in die stärksten Aestheile hinab. Die Form, also die Höhe des Schnittes, richtet sich nach dem jedesmaligen Erfordernis der Dichtigkeit, doch darf man durchaus nicht jagstahl sein. Es ist vortheilhafter, etwas tiefer als zu hoch zu schneiden, denn starkwachsende Bäume treiben in den ersten 2 Jahren 2–3 Meter lange Triebe, insbesondere Pappeln und Platanen. Wohl zu beachten ist das Stutzen harter Aeste in der Nähe von Gebäuden. Es wird daselbst die Vorsicht angewendet sein, den starken Ast zunächst ein Stück höher abzuschneiden und dann erst an der richtigen Stelle zu kürzen, um Beschädigungen zu vermeiden. Bei Alleen und schattigen Plätzen wird allmählich, also nur bei einem Baume um den anderen, das Verfahren angewendet, der Baum selbst aber bald ganz demselben unterworfen. Kastanien von 40 Ctm. Stammdurchmesser, deren Aeste nur 50 Ctm. vom Stamm stehen bleiben, treiben in 2 Jahren 2 Meter lang. Das Zurückschneiden in höherem Alter vertragen noch sehr gut: Pappeln, Linden, Platanen, Kastanien (auch rothblühende), ferner Ulmen, Ahorn, Eichen, Birken, Maulbeeren (selbst bei 150 Jahre alten Bäumen noch mit günstigem Erfolg), Alagien, Walnüsse (sehr vorsichtig zu schneiden), Eichen u. a. m. Die zurückschnittene Krone findet in den nächsten Jahren fortwährend zu beobachten, da das stark entwickelte Wachstum eine Menge neuer Triebe entstehen läßt. Im ersten Jahre sollten die letzteren möglichst geholt werden, jedoch vom zweiten Jahre an dürfte ein allmähliches Verdünnen, heilweises Entnehmen der Triebspitze, oft auch stärkeres Stutzen zur guten Entwicklung der Krone wünschenswerth erscheinen. Starktriebige Ulmen und Alagien bilden gern hängende Zweige, die in späteren Jahren leicht zu Quasten der aufrecht wachsenden wieder absterben, aber zur eigentlichen Formbildung beizubehalten werden sollten.

Während des Winters ist der Sakenraß wieder zu befürchten. Als ein gutes und vollständig unschädliches Mittel wende man frische Latrine an. Man vermische zu dem Zweck Latrine und Kalk und bestreicht hiermit die Baumstämme bis zu genügender Höhe. Oder man umgibt ein jedes Bäumchen mit einem Kranz von Latrine. Kein Hase geht über diesen Kranz. Es ist jedoch darauf zu achten, daß bei frischem Gefallenem Schnee im letzten Fall die Latrine erneuert werden muß.

Harle Topf- und Kübelpflanzen bleiben, bis starker Frost eintritt, in einem trockenen, luftigen Zimmer, Hausgang, Treppenhause oder dergleichen stehen. In den Keller müssen sie trocken kommen und wird daselbst die Wassergabe auf die durchaus notwendige Menge beschränkt. Bei Thauwetter, besonders bei warmem Regen, dürfen sie für ganz kurze Zeit ins Freie, müssen dann aber wieder in den zuerst genannten Räumen gut abtrocknen, ehe sie in den Keller zurückkommen. Besser ist es noch, wenn man sie hier stehen lassen kann, bis wieder Frost eintritt. Die Kellerräume werden alljährlich vor Winter mit Kalkmilch getüncht und ausgeschwefelt. Es wird bei geeigneter Witterung viel gelüftet.

Speisewiebeln im Winter. Bei Aufbewahrung der Zwiebeln für den Winter ist einerseits darauf zu achten, daß dieselben vor Fäulnis bewahrt bleiben, andererseits muß man verhindern, daß sie zu treiben anfangen. Um Fäulnis zu vermeiden, durchwintere man nur vollständig reife und gesunde Zwiebeln. Verlechte oder auch nur durch Druck beschädigte Exemplare lege man aus und bewahre sie zu möglichst baldigem Verbrauch allein auf. Desgleichen behalte man allzugroße, gewöhnlich lose gewachsene Zwiebeln zurück. Die Erfahrung lehrt, daß weiße und hellfarbige Sorten infolge ihres zarten Fleisches weniger haltbar erscheinen als gelbe, rothe und überhaupt dunklere Sorten. Die dunkelrothe Holländer allerdings neigt bei schnellem Wachstum auch leicht zur Fäulnis. Man sollte deshalb alle losen Exemplare von Ueberwinterung ausschließen. Auch muß man durch abgewerktem Kraut aufbewahren. Das bis ins Innere führende Kraut fault zuerst, auch wenn es abgeschnitten ist und überträgt dann die Fäulnis nach und nach auf die äußeren Hülle. Derartige Zwiebeln scheinen ganz fest und trocken zu sein und führen doch schon einen faulen Kern. Bewahrt man derartige Früchte an einem feuchten Orte, z. B. im Keller, so nimmt die Fäulnis rapide Fortschritte. Ueberhaupt ist es nöthig, Zwiebeln möglichst an luftigem und trockenem Orte aufzubewahren. Bis zum Eintritt des Frostes lagert man sie am besten auf dem Boden. Während des Frostes sind sie am besten in luftigen Körben oder auch hängend in Ketten und Säcken an frostfreien Orten aufzuhängen. Einige Tage hinter einem Ofen getrocknet, ist für sie sehr vortheilhaft. Händler bündeln die Zwiebeln an einer Strohschindel zu Rispen auf und hängen diese einzeln in luftige Keller oder frostfreie Kammern und Schuppen. Das Material, welches für das nächste Jahr als Stedzwiebeln dienen soll, wird stets erst einige Tage am heißen Ofen getrocknet, und dann in kleinen Bündeln trocken aufbewahrt. Einige Wochen vor dem Pflanzen bringt man die Stedzwiebeln an einen kühlen und dunklen Ort, am besten in den Keller. Dort werden sie gar bald wieder frisch werden, anschwellen und keimen.

Viehucht.

Beobachtet man, daß die Zerkel der Mutter beim Sagen mit den spitzen Zähnen zu wehe thun, so knospt man dieselben am Jochfleisch mit einem Hängchen ab.

Gegen das Nagen der Schweine, das wahrscheinlich durch an Mineralstoffen armes Futter bedingt ist, empfiehlt es sich, pro Tag und pro Stück 15–20 Gramm präcipitirten phosphor-sauren Kalk, unter das Futter gemischt, zu verabreichen.



* Frankfurt a. M. Fruchtpreise, mitgetheilt von der Preisnotirungsstelle der Landwirtschafts-Kammer am Fruchtmarkt zu Frankfurt a. M., 28. Dez. Hier 100 Kilo gute markthabige Waare, je nach Qual., foto Frankfurt a. M. Weizen, hies., M. 16.35 bis —, 8° 3/8, Roggen, hies., M. 13.50 bis —, 3° 3/8, Gerste, hies., M. 15.50 bis 16.75 3° 3/8, Weizen, hies., M. 15.50 bis 16.75 3° 3/8, Weizen, hies., M. 15.50 bis 16.75 3° 3/8, Hafer, hies., M. 12.75 bis 14.25 3° 3/8, Hafer, hies., M. 12.75 bis 14.25 3° 3/8, Mais, hies., M. 20.50 bis 21.50 3° 3/8, Mais, hies., M. 20.50 bis 21.50 3° 3/8, Mais, hies., M. 20.50 bis 21.50 3° 3/8.

* Der Umsatz auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abflüsse bezeichnet: 1° geschäftlos, 2° klein, 3° mittel, 4° groß. Die Stimmung auf demselben wird mir folgt bezeichnet: 1/2 flau, 3/4 abwärts, 3/8 stetig, 4/8 sehr fest.

* Mainz, 24. Dez. (Chiffre Notirungen.) Weizen 16.60 bis 17.75, Roggen 13.50 bis 13.70, Gerste 14.75 bis 15.30, Hafer 13.20 bis 13.75, Mais 22.50 bis 23.50, Mais — bis —.

* Mannheim, 28. Dez. Amtliche Notirung der dortigen Börse (eigene Depesche). Weizen, pfaller 17. — bis 17.25, Roggen, neuer 14. — bis —, Gerste, neue 15.25 bis 15.75, Hafer, alter, 12. — bis 13.75, Mais (neuer) 22.50 bis —, Mais 12.25 bis —.

* Frankfurt, 28. Dez. Der heutige Viehmarkt war mit 426 Ochsen, 22 Bullen, 475 Kühen, Rindern und Stieren, 197 Rälber, 251 Schafe und Hammel, 1392 Schweine, 0 Ziegen, 0 Ziegenlamm und 0 Schafälamm befahren.

Ochsen: a. vollfleischige, ausgewählte höchsten Schlachtwerthes bis zu 6 Jahren 71–74 M., b. junge, fleischige, nicht ausgewählte und ältere ausgewählte 65–68 M., c. mäßig genährte, junge, gut genährte ältere 61–64, d. gering genährte jed. Alter 00–00. Bullen: a. vollfleischige höchsten Schlachtwerthes 65–67 M., b. mäßig genährte jüngere und gut genährte ältere 62–64, c. gering genährte 00–00. Rälber: a. vollfleischige, ausgewählte Kühe höchsten Schlachtwerthes bis zu 7 Jahren 58–60, c. ältere ausgewählte Kühe und wenig gut entwickelte jüngere Kühe u. Färken (Stiere u. Rinder) 43–50, d. mäßig genährte Kühe u. Färken (Stiere u. Rinder) 43–47, e. gering genährte Kühe u. Färken (Stiere u. Rinder) 00–00. Rälber: a. fleischige Rälber (Schlachtwerth) 48–49, b. mittlere Rälber u. gute Saugkälber (Schlachtwerth) 73–77, (Lebendgew.) 43–47, c. geringe Saugkälber (Schlachtwerth) 60–63, (Lebendgew.) —, d. ältere gering genährte Rälber (Fresser) —, Schafe: a. Maßlamm und jüngere Maßlamm (Schlachtwerth) 66 bis 68 Pf., (Lebendgew.) —, b. ältere Maßlamm (Schlachtwerth) 52–56, (Lebendgew.) —, c. mäßig genährte Hammel und Schafe (Schlachtwerth) 43–50, (Lebendgew.) —, Schweine: a. vollfleischige der feineren Rasse und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1 1/2 Jahren (Schlachtwerth) 54–60 Pf., (Lebendgew.) 42–00, b. fleischige (Schlachtwerth) 52–53, (Lebendgew.) 41, c. gering entwidelte, sowie Sauren und Eber 44–46, d. ausländ. Schweine (unter Angabe der Herkunft) 00–00.

Rucipp's Heilkräuter, sowie alle Spezialitäten und Arzneien naturgemäßen Heil- und Lebensweise lassen Sie am besten und billigsten in dem dazu eigens eingerichteten Spezialgeschäft 1716 Rucipp-Haus, Nur 50 Rheinfr. 59,



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbelle des „Wiesbadener General-Anzeiger“.*

Nr. 303.

(2. Beilage)

Mittwoch, den 30. Dezember

1903

Der rothe Hof.

Kriminal-Roman von Adalbert Reinold.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Es war schon sechs Uhr, als sie ihren Weg antrat, sie sah nicht, wie im Westen die Sonne sich bereits in glühend-rother Pracht zu neigen begann sie hörte nicht, wie die Haide- und Moorvögel ihre Jungen mit leisem Abendgesang in den Schlaf lullten, sie dachte nicht daran, welcher Empfang ihr im Hause seitens ihres Stiefvaters bevorstehe, sie fühlte nur den Handdruck des braven, alten Sandraths und dessen Frau, hörte die Trost Worte der beiden und sah im Geiste das eisenmurrante Jägerhaus vor sich, aus dem jetzt „er“ trat und sie mit jauchzendem Willkommengruß in die Arme schloß!

So in den Traum seliger Hoffnungen sich versenkend, trugen Marthas Füße sie schneller in den Wald, als sie selber ahnte; erst das Walddunkel ließ sie wieder einen Blick um sich werfen.

Der lange, schmale, finstere Waldweg lag vor ihr, in dem Gehölz schien es bereits Abend zu sein, nur zuckende Streiflichter bligten durch die Lauböffnungen der dichten Baumgruppen.

Krächzend kehrten die Krähen scharenweis zurück von den ringsum liegenden öden Haide- und Moorfeldern in ihre Waldnester, — hier und da huschte es zwischen dem nassen, seit Jahren sich fukhoch gehäuften Waldblaub, ein Baummarber oder sonstiger kleiner Räuber des Waldes spürte bereits seinem nächtlichen Raube nach.

Menschenleer zog sich der Weg dahin, das beherzte Mädchen kannte keine Furcht, frisch schritt sie weiter, ihr Gedanke hing an dem Försterhaus, jetzt hoffte sie, mußte er doch gewiß zurückgekommen sein.

Und da lag das Haus vor ihr, still und lautlos, wie ausgestorben, der niedrige Schornstein rauchte nicht, und doch war es um die Zeit, wo die Land- und Walbleute die Abendmahlzeit zu bereiten pflegen, der alte Förster und seine Tochter mußten noch nicht zurückgekehrt sein.

Marthas Herz begann zu pochen, — „ist er da?“ fragte eine Stimme in ihrem Auser, — „erwartet er dich, wird er dir entgegen eilen, wirst du ihm ins Auge schauen können, und muß dann nicht jeder Zweifel, jedes Mißtrauen, jeder Irrthum sofort schwinden, wenn sich unsere Augen sagen: wir lieben uns; — böse Menschen wollten unsere Herzen trennen, aber ein guter Gott hat es doch so gefügt, daß wir uns wieder haben, wieder, unzertrennlich fürs ganze Leben.“

Aber im Försterhause blieb es still; als Martha jetzt vor der geschlossenen Thüre stand, kam der ersehnte Geliebte ihr nicht entgegen, sondern statt seiner, nachdem sie den Drücker erfaßt hatte, nur derselbe Bursche, welcher ihr am Vormittage Bescheid erteilt hatte.

„Ist der junge Förster jetzt zu Hause?“ fragte leise das Mädchen.

„Er ist schon wieder fort“, gab ihr der Bursche zur Antwort. Wäre es hell gewesen, Martha hätte gewahren können, daß eine dunkle Röthe bei diesen stöckend gesprochenen Worten in die Wangen des Menschen schossen, — vielleicht war es eine Lüge.

„Er ist schon wieder fort?“ fragte mit Nachdruck und langsam Martha. „Habt Ihr ihm denn nicht bestellt, daß des Wendelbauern Tochter ihn zu sprechen wünsche?“

„Hab es ihm genau so bestellt, — er habe nichts mit der

Fräulein zu reden, — sagte er, das möge ich an Euch bestellen, wenn Ihr wiederkämet“, entgegnete der Bursche.

Martha fühlte ein fieberndes Bittern ihren Körper bewegen, sprachlos stand sie eine Weile da.

„Er habe nichts mit mir zu reden?“ fragte sie dann mit völlig tonloser Stimme.

„Ich muß es so bestellen, wie es mir aufgetragen ist“, entgegnete der Bursche und betrachtete mit einer Mischung von Neugierde und Mitleid das schöne Mädchen.

Ohne noch ein Wort zu sagen, wandte sich Martha zum Gehen; als sie die Schwelle überschritt, mußte sie sich an der Thür halten, aber gewaltsam nahm sie alle ihre Kraft zusammen um nicht dem Burschen zu zeigen, was in ihrem Innern vorging sie raffte sich zusammen und festen Schrittes ging sie in den Wald hinein, den einsamen Weg, der zum rothen Hof führte.

Der Bursche machte eine Bewegung, als wollte er die Forteilende zurückrufen, er besann sich und brummte etwas in den Bart, dann ging er über die Diele und trat in ein Hinterzimmer.

Beide Hände an einem Tischrand gekrampt, als sollte ihm dieser zur Stütze oder zum Halt dienen, stand hier der junge Förster, den Oberkörper vornübergebeugt, als hätte er gehorcht. „Sie war es, und ich habe es ihr so bestellt, Herr“, logte schüchtern der Bursche.

„Gut, Du kannst gehen“, befahl mit rauher Stimme der junge Mann, dann aber fragte er: „Hat sie weiter nichts gesagt?“

„Kein Wort, Herr Förster, sie hat nicht einmal gute Nacht gewünscht.“

„Es ist gut so, geh.“

Der Bursche ging auf den Flur hinaus und dann ins Wirthszimmer, wohinein gewöhnlich die Fremden gingen.

„Was nur zwischen den beiden ist“, fragte sich der Bursche, „ein so hübsches Mädchen so erbärmlich schände ablaufen zu lassen, sapperlot, die sollte nicht so zu mir kommen.“

Der Förster war ans Seitenfenster getreten, er starrte sinnend in das düstere Walddidicht — draußen dämmerte der Abend, Baumstämme und ihre Blätterdächer nahmen bereits eine schwarze Gestalt an.

„Was konnte sie wollen?“ murmelte Friedrich — „mir mit ihren Honiglippen neue Lügen ins Ohr raunen, — weiter nichts! Sie ist falsch, wie alle, und der Hartmann hat nicht gelogen. Ich bin ja in Langfeld gewesen; — ist sie nicht mit dem jungen Steffen im Garten spazieren gegangen, hat sie nicht an seiner Seite am Abendtisch gegessen?“ — „Nein und tausendmal nein“, fuhr er wüthend auf, „sie ist schlecht wie die Weiber alle, konnt hätte sie nimmer solch schändliches Spiel mit mir treiben können.“

Er warf sich auf einen Stuhl, dann stützte er den Kopf in die Hand und blieb lange Zeit in dieser Stellung. Tiefe Stille herrschte, draußen im Walde schien es plötzlich Nacht geworden zu sein, nur das einförmige Tictad der alten Schwarzwälder Uhr ließ sich hören und ein schwerer Seufzer brach sich willenlos aus der Brust des jungen Mannes.

Da fuhr ein fahler, gelber Lichtstrahl durch das Zimmer und weckte den Förster aus seinem Sinnen, er blickte verwirrt

um sich, dann aber als ein dumpfes, leise grollendes Rollen sein Ohr traf, sprang er auf und trat ans Fenster. Als er emporblickte, war alles schwarz, über dem Baumdickicht zogen düstere Wetterwolken langsam dahin, fern im Westen rollte der Donner, näher und näher zogen die Gewitterwolken.

Eine halbe Stunde mochte der Förster den Kopf gestützt, finster brütend, allein im Zimmer geessen haben.

„Hermann!“ rief er laut zur Thür hinaus, — der Bursche erschien.

Der Förster hatte seinen Hut aufgesetzt, er griff jetzt nach einer an der Wand hängenden Büchse.

„Ich gehe noch fort,“ sagte er, „es kann zehn, auch elf werden, bis ich wieder zurückkomme — bleibe so lange wach.“

„Soll ich den Kato loslassen?“ fragte der Bursche.

„Ich gehe allein“, war die kurze Antwort und der junge Mann warf die Büchse über die Schulter und ging zum Thüre hinaus, — er schlug denselben Weg ein, den vor einer guten halben Stunde Martha gegangen war, den Weg nach dem rothen Hof.

Noch regnete es nicht, nur dann und wann zuckte ein schwefelgelber Blitz aus weiter Ferne, dem nach langer Pause der dumpfrollende Donner folgte; bald seine Schritte beschleunigend, bald wieder langsam, wie in tiefe Gedanken versunken, fast wie ein Trunkener verfolgte der junge Mann den Weg. Dann und wann hemmte er sogar seinen Schritt und stand eine Weile still; so hatte er fast den Saum des Waldes erreicht, wieder stand er, die Büchse auf die Erde gestellt, die Hand fest um den Lauf gelegt; — welche Gedanken wogten durch seinen gesenkten Kopf? — Da rauschte es über seinem Haupte, — ein ängstliches Zwitschern ertönte, dann fiel ein Gegenstand dicht vor seine Füße, ein Flügel Schlag streifte seine Wange, — unmittelbar vor ihm zwischerte es wieder ängstlich und ein heiseres Gefäch überlante den Ansturm eines wahrscheinlich verfolgten kleinen Vogels. — In demselben Augenblick bligte es wieder gelb und sah durch die Bäume, und der Förster sah, wie ein Häher sich auf seine Beute, einen aus seinem Neste gestörten kleineren Vogel gestürzt hatte. Der junge Förster hob die Büchse — ein rascher, berber Stoß mit dem Kolben und — der Räuber ließ die Beute fahren schlug mit den Flügeln und lag selber todt auf dem Rücken. Blitz und Kolbenschlag war in einem Moment geschehen, alles war wieder dunkel.

Den Kopf gesenkt, ging der Förster weiter, — jetzt war er an dem Saum des Waldes; — das weite, kahle Heide- und Moorland lag links und rechts vor ihm.

Es war ein schauriger Anblick, das weite Nachfeld, stoffweise von den schwefelgelben Blitzen erleuchtet zu sehen; die schweren Wolken erschienen in der elektrischen Beleuchtung, als würden sie von mächtiger Geisteshand getrieben, als entfliegen sie im fernen Hintergrunde dem schwarzen Moor selber, und rauschten heran, um mit ihrem Blitz- und Wettergrollen den Wald zu vernichten.

Der junge Mann schien garricht den Dampf der wilden Elemente zu sehen, er fühlte nicht den Regen, der bereits in schweren Strömen aus dem schwarzen Firmament hervorbrach, — wiederum stand er da, — hinstarrend in das tobenende Wetter, als gelte es einem Wild aufzulauern, das vielleicht vorüber, niemals wiederkehrte.

Dachte er Marthas? — dämmerte der Gedanke in seiner Seele auf, daß er dem unschuldigen Mädchen unrecht that, daß sie sich, wie das vor Todesangst zwischende Vögelin, welches er soeben aus den Fängen des Raubvogels befreite, in der Gewalt ihres habgierigen, gefühllosen Stiehvaters befand?

Wieder kammte es zuckend aus den schwarzen Wolken, und es war ihm, als zuckte zugleich ein glühender Schmerz durch sein Herz.

„Hätte ich den Glenden, den Steffen hier, — stände er in Schutzweite vor mir, — er, der Schurke, der sie mir geraubt, der ihr Herz wandte, daß sie zur Betrügerin wurde, an mir“, flüsterte eine Stimme in seinem Busen, krampfhaft faßte er die Büchse und mechanisch, aber schnell, als ginge es einem bestimmten Ziele entgegen, verfolgte er den Weg zum Moorsee.

Der junge Förster sah nicht, als er einige hundert Schritte weitergegangen war, daß auf der anderen Seite des Fahrweges eine Gestalt in entgegengesetzter Richtung an ihm vorüberschritt, er hörte nicht den Abendgruß dieser Person, welcher im Gewitterregen und unter dem jetzt wild trachenden Donner verhallte.

Was hatte er vor? — Wollte er versuchen, das Mädchen, dem es in dem Wetter schwer werden mußte, den tiefen Weg zu durchschreiten, die nur langsam von der Stelle kommen konnte, einzuholen? Seine Schritte schienen sich zu besänftigen, bald hatte er das Birkenwäldchen vor dem Moorsee erreicht, — jetzt nahm ihn dasselbe auf. —

Noch waren keine fünf Minuten vergangen, da kam aus dem Wäldchen wiederum eiligt ein Mann hervor, — es war der

Förster. Die Büchse in der Hand tragend, beschleunigte er mit Hast seinen Gang, gleichsam als fliehe er hinweg von einer Stätte, wo eine Verfolgung zu erwarten sei, oder die er zu meiden sich Gewalt anthat, — er eilte seinem Hause zu.

Während der junge Mann rasch unter den Schatten der Nacht den langen, öden Moorweg verfolgte, und das Gewitter sich im fernen Osten verlor, schlich eine Gestalt aufmerksam horchend am Moorsee dahin.

„Es war der Förster, — ich habe ihn erkannt, was wollte er?“ murmelte der langsam dahinschleichende Mensch, — „aber horch, wimmerte es nicht wieder?“ — und er stand aufmerksam horchend still, dann sprach er weiter, „hu, Jakob grauis, — das Moorgespensst haust dort, im Schilf regts sich, an derselben Stelle, wo der Wendelbauer hineingestürzt ist und sie meiner Mutter Leiche herauszogen.“

Der arme Irrsinnige wollte fliehen, — schon sah er sich um, — da klang es wieder wie ein menschliches Wimmern durch die öde Nacht vom Moorsee her.

Todesangst schien den Betteljakob zu packen, — in wilden Sprüngen setzte er seitwärts über den Graben und floh in einem weiten Umwege dem rothen Hofe zu.

Die Thüren und Fenster des Bauernhofes waren sorgfältig verschlossen, Landleute sind bei Gewittern vorsichtig. — Die Domestiken saßen zusammen in der Küche; wenn Blitz und Donner wüthen, ruht die Arbeit.

Da schien sich jemand gegen die große Thür zu werfen, sie wurde aufgerissen, über die Diele stürzte ein Mensch, dem Lichtschein folgend in die Küche, es war der Irrsinnige Bettel-Jakob.

„Gott steh uns bei!“ riefen erschrocken die Mägde, — „bist Du es, Jakob? woher kommst Du? gibst ein Unglück? hast Du die Martha gesehen?“ so fragten dann die Stimmen im Gewirr durcheinander.

Komme vom Moorsee und habe gehört, wie das Moorgespensst wimmert, an derselben Stelle, wo der Wendelbauer von dem Gespenst ins Wasser gerissen wurde.“

„Du fassst wieder, Jakob“, sagte einer der Knechte, „hast den Wind gehört, und glaubst, das Gespenst winselt.“

„Aber, was hast Du gemacht?, fragte eines der Mädchen, „armer Junge, Du blutest ja an der Hand.“

„Bin gefallen, o hat nichts auf sich“, und Jakob wischte die blutende Hand an seinem Beuge ab.

„Woher kommst Du denn, hast Du die Martha nicht gesehen?“ fragte man weiter.

„Die Martha, — wo soll die sein, — die ist in ihrer Kammer, und träumt, wohl schon von ihrem Schatz, vor mir“, lachte grinsend der Irre.

„Weißt Du denn nicht, die Martha ist seit heute Morgen vom Hofe verschwunden.“

Der Bettel-Jakob stand einen Augenblick, als könne er den Sinn der Worte nicht erfassen, dann stierte er plötzlich mit weit aufgerissenen Augen und die blutende Hand ausstreckend, vor sich hin und rief:

„Die Martha fort?“, — Da! dann war sie es, — das Moorgespensst muß ja sein Opfer haben, — o, so klang auch, gerade wie Marthas Stimme! — Rasch, rasch, nehmet die Leuchten, — kommt mit, vorwärts! die Martha wars, die dort am Moorsee wimmerte, o kommt, helft, ehe sie in das schwarze Wasser versinkt.“

Und Jakob ergriff selbst eine Stalllaterne, seine zitternde Hand zündete mit einem Spahn das Licht an, er riß gewaltsam einen der Knechte auf den Flur, um ihn mit hinaus zu nehmen nach dem Moorsee.

Der allgemeine Schrecken, den schon das Kommen des Irrsinnigen veranlaßt hatte, griff jetzt noch mehr unter dem Gesinde Platz. Alles eilte hin und her, man rannte zur Stube, wo der Bauer und die Wirthschafterin sich befanden.

„Was gibt es denn?“ fragte Hartmann, „ist die Martha zurück?“

Jakob hatte des Bauern Stimme gehört.

„Die Martha jammert am Moorsee!“ schrie er laut, — „ich habe es gehört, — und wir wollen sie retten.“

„Der Mensch wird wohl noch ganz toll!“ polterte der Hofbauer, — „aber folgt ihm, ich selbst komme gleich nach.“

Der Bettel-Jakob war mit der Leuchte in der Hand hinausgestürzt, jede Furcht die er vorher vor dem Moorgespensst hegte, schien verschwunden, — im rasenden Lauf eilte er davon, dem unheimlichen Wasser zu, so daß kaum die anderen zu folgen vermochten.

Man sah die schwankende Leuchte weit vorn im Dunkel, — da bligte die schwarze Wasserfläche zwischen schwankendem, düstern Schilf, die Leuchte senkte sich und schien zu erlöschen, — da, ein fürchterlicher Aufschrei ließ sich hören, — schaurig wie das Geheul eines wilden Thieres, das zum Tode getroffen, sich in letzter Wuth oder rasender Angst auf den Verfolger stürzt, so

freischte der Ausschrei durch die Nacht, — und diesen furchtbaren Jammerlaut ließ der unglückliche Irnsinnige erschallen.

Bochenden Herzens folgten die Leute vom rothen Hofe dem Angstschrei, bald standen sie am Ufer des Moortees an der Stelle, wo der Bettel-Jacob neben einem Gegenstand kniete, den er mit seinem vornübergebeugten Oberkörper halb bedeckte.

Die Leuchte war zerbrochen, bei dem Scheine einer zweiten, die ein herankommender Knecht trug, bot sich allen ein schauriger Anblick dar.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Pariser Ballmoden,

Von Sidonie Mouchette.

Paris, Ende 1903.

Liebe Amélie!

Die Winterfaison hat mit rauschenden Feiten und großen Toilettenluxus eingesezt, — aber die erwartete große Sensation die von allen Seiten angekündigt wurde, die Crinoline ist ausgeblieben. Es scheint, als habe man sich im letzten Moment doch noch beonnen, ehe man seiner Figur diesen alles andere als graziöses machenden Umfang verlieh. Möglich auch, daß das absprechende Urtheil verschiedener namhafter Künstler und Schriftsteller in unserer angesehenen Pariser Zeitschrift „Revue“ die die Crinoline schlechtweg den Gipfelpunkt der Geschmacklosigkeit genannt haben, daran Schuld ist. Was man bisher im Konzert, Theater und Ballsaal sah, erinnert an die Moden der Zeit zwischen Ludwig XV. und dem zweiten Kaiserreich, und der galante Auspruch Abbeil Hermant's, daß der Reiz einer Frau einzig in ihrer Persönlichkeit und nicht in ihrer Toilette beruht, hat nur ganz wenigen Muth zur Crinoline gemacht. Thatsache ist, daß die Röcke zwar weit und über die Hüften stark gereiht sind und sehr an die unserer Groß-, seien wir höflich, Urogrosmütter erinnern, aber der eigentliche Reiz, dessen Erfindung man seiner Zeit der schönen aber eiteln Kaiserin Eugenie von Frankreich zuschrieb, ehe sie dem Lande einen Thronfolger schenkte, ist es nicht. Indessen, die Gaine der Mode und der Frau sind unberechenbar — vielleicht kommt die Crinoline doch noch zu Ende der Winterfaison! Jedenfalls das Eine läßt sich bisher konstatiren, daß es der Pariserin doch schwer zu fallen scheint, ihre moderne Schlankheit so mit einem Male ins historische Gegentheil umschlagen zu sehen. Die Röcke tragen reiche Garnituren und Arrangements, aber noch sind sie einigermaßen so gehalten, daß sie nicht zu stark machen, und es scheint, daß der Abschied von dem langen, rings auf dem Boden schleppenden Rocke auch nicht so leicht wird. Eigentlich ist es wahr, eleganter, gesellschaftsmäßiger sieht er auch aus. Nichts Seltenes sind vielschichtige Röcke aus verschiedenen Stoffen, und die jungen Mädchen tragen den bis zum Knie reichenden Bolant sehr viel. Die Taillen zeigen fast alle tiefen Ausschnitt für Hals und Nacken, aber bis zum Ellbogen reichende Ärmel. Die Frau, die Staat zu machen gedachte mit ihrem schönen Oberarm, sieht sich bitter getäuscht. Der Ärmel ist sehr bauchig und zwar nicht nur in der Ellbogensgegend, bereits in der Schulter setzt er weit ein. Für kleine Gesellschaften trägt man Spitzenblusen mit großen Kragen, en coeur Ausschnitt, und den weiten, graziösen Ärmeln. Im Uebrigen ist es sehr beliebt, die Taille vom Taillenschluß bis zur Brusthöhe einzureihen, vermutlich darum weil sie dann besser mit den gereihten Röcken harmonirt. Das bezieht sich hauptsächlich auf die reizenden hellen, leichten Seidenkleider, die man so viel sieht. Sonderbarer Weise erfreuen sich die starren Stoffe, die doch als das Modernste gelten, weniger der Beliebtheit. Bevorzugt ist Chiffon, Crepe de Chine, Cristalline, Seidenwolle, und es ist keine Seltenheit bei einer Toilette, fünf oder sechs dieser verschiedenen Stoffe zusammen verarbeitet zu sehen. Ambra und Bernsteinengel sind Modefarbe und daneben so wird es wohl immer bleiben, weiß. Wunderbare Spitzenkleider sieht man, die mit Perlenfransen reich garnirt und mit stimmerndem Schmuck ausgestattet sind. Perlenfransen als Besatz gelten als sehr vornehm. Ihr altes Recht als Besatz behauptet die Spitze. Freilich ist aber der Geschmack in diesem Jahre ein anderer als im Vorjahr. Man hat die düstigen Gewebe der Menconner als im Vordrängen, und allmählig herrschen die Point-lace mit erhabenen Mustern oder Guipures mit schweren Franzen. Euer sogenannter Jugendstil ist jedoch bei der Spitze vollständig verbannt, und man hat die altfranzösischen Meister vergangener Tage wieder ausgegraben. Hübsch sind diese „modernen“ Spitzen eigentlich gar nicht. Lange Reihen kleiner menschlicher Figuren, Ballettösen, Polichinelles, oder was noch unschöner ist, Damen mit Wespentailen und Glockenröden reihen sich auf ihnen die Hände und bilden einen Kreis. — Spitzenballons in den verschiedensten Breiten gelten als sehr chic, und da wir nun einmal bei der Spitze sind, so seien auch die zierlichen

mittelgroßen Spizenfächer mit Perlutterfransen, nicht vergessen. Sie haben, wenn man sie aufklappt, die Form eines Schmetterlings und sind sehr apart mit stimmernden Fäden bestickt. Der Schmetterling, der kleine, leicht beschwingte Falter, der eigentlich das beste Symbol für die Pariserin ist, hat Lorigens Chancen dieses Jahr. Er dient vielfach als Haarschmuck. Ja, der Haarschmuck spielt dieses Jahr sogar eine große Rolle, und das danken wir hauptsächlich einer Umwälzung im Zuschauer-raum des Theaters: man hat dem Theaterhut definitiv den Krieg erklärt. Und da Theater und Ballsaal, was das Comödiespiel anbelangt, so viele Berührungspunkte haben, so hat man diese neue Mode des Haarschmuckes aus dem Theater mit hinübergenommen auf die glatten Parketts der Salons. Allen Theatern voran mit der Abschaffung des Hutes, sogar in den Logen, schreitet das Sarah Bernhardt's. Man nannte Sarah bisher die Göttliche, aber ob sie diesen Beinamen nun auch in Zukunft von ihren betrübten Mitbewerbern bekommen wird, ist wohl sehr fraglich! Das große Publikum „die Herde“, wie philosophisch verbildete Menschen sagen, begrüßt die Neuerung natürlich mit Enthusiasmus. Und die Pariserin? Sie hat das gethan, was sie stets thut, wenn ihr ein gramames Schicksal den Gegenstand ihrer Liebe entreißt — sie hat sich nach einem Ersatz umgesehen und ihn im Haarschmuck gefunden. Nächste den Schmetterlingen trägt man sonderbare Köpfe aus gepönnenen Goldgeweben, oder kunstvolle Perlengarnituren, die an jene auf den Wäldern alter italienischer Meister erinnern, oder kleine münzenberzierte Zigeunerlappen aus leuchtendem Sammt. Wer die klassischen Linien eines griechischen Profils aufweisen kann, oder sich es wenigstens einbildet, schlingt Perlenschnüre, Goldspangen, antik gearbeitete Diademe oder phantastische Guirlandes von Ephen, Schilf und Herbstlich gefärbtem Laub durch sein Haar. Junge Mädchen stecken sich à la Maudeslein bunte Blüthenbüschel hinter die Ohren oder besetzen kleine Kränze von Rosen in ihrer Frisur. Aber auch noch andere Haartrüngen gibt es. Madame Dahore trug neulich einen Miniatur-Dreimaster aus Silberbrokat mit Reherfedern und Madame Calvé eine Art Aufbau von goldenen Weintrauben im Theater. Die augenblicklich in großer Gunst stehende hohe Frisur kommt dieser neuesten Modelanne sehr entgegen, und der Haarschmuck nimmt sich in dem hochgekrönten Haar superbe aus. Obgleich der Stern Cleos sonst noch nicht untergegangen ist, gilt ihre Frisur als ganz passé. Man dreht das Haar jetzt vom Nacken aus hoch in die Höhe. Vorn auf dem Kopf wird die Frisur arrangirt, das Vorderhaar wird bauchig in die Stirn gezogen, und seitlich über den Ohren muß sich das Haar gleichfalls buchtig bauschen, wenn auch bei weitem nicht so übertrieben, wie in der vergangenen Saison. So lächerlich es klingt, aber es ist wahr: Modefarbe für das Haar ist ein Kastanienbraun mit einem Stich ins Röstliche, wie wir es bei Malarts schönen Frauen finden, und verschwunden sind mit einem Schlage aus dem Leben und den Romanen die goldhaarigen Lorelei's, die rothhaarigen Teufelinnen mit den unergründlichen Augen, die man eigensinnig zu Schönheitsidealen erhoben hatte. Braun ist jetzt die Lösung. Leider kann man ja die Augenfarbe nicht ändern, aber Thatsache ist es, daß sie unter einer anderen Haarverkleidung auch anderen Eindruck macht. Dieser Chamäleonartige Haarwechsel hat man sofort nach sich gezogen, daß die abendlichen Kopfumhüllungen für die Straße in der Farbe gleichfalls ganz andere geworden sind. Selbstverständlich müssen es nun solche sein, die zu brounem Haar gut stehen. Der schwarze Spizenhauf fällt ganz fort, dafür sind die unendlich düstigen Gewebe der Voie Fuller-Schärpen aufgetaucht, die man früher bei den Serpentinanzügen auf der Bühne bewunderte. Spinnwebfeine, hauchartige Stoffe werden dazu verwandt, in Weiß oder Regenbogenfarben. Sie wirken so wunderschön, daß man sich sogar entschlossen hat, sie auch für den Ballsaal quasi als Echarpe zu acceptieren. Dann aber sind sie mit breiten glänzenden Stimmereffekten verziert, oder haben Bordüren aus venetianischer Stickerei mit reichem, byzantinischem Muster. Neben diesen Kleiden, aber so reizvollen Eindringlingen spielt natürlich das Echarpe aus Pelz eine große Rolle im Ballsaal. Vertreten sind sämtliche Pelzsorten. Maulwurfsfell aber steht allen voran. Doch erscheint es immer mit Spitzen, Nüssen, Schleifen und Chiffonarrangements verarbeitet; lange ausgezupfte Seiden- oder Chenillefransen oder kleine Schwänzchen bilden den Abschluß. Edles Pelzwerk, wie Bobel oder Hermelin, wird in Form von breiten bis zum Knie reichenden Boas getragen, ohne alles schmückende Beiwerk. Von geradezu königlicher Eleganz sind die Abendmäntel. Ueber leuchtende Seidenstoffe rieseln weich und diskret schimmernde, durchsichtige, weiß plissirte Stoffe, die mit Sammet, Spitzen, Seidenrosetten und Pelzwerk garnirt sind. Innen ist so ein Mantel stets weich mit dem köstlichsten Pelzwerk gefüttert. Zwar sind sie heraufschön, diese Abendmäntel, ob aber praktisch, ist eine andere Frage. Etwas sehr lächer-

liches hat die Pelzleidenschaft in diesem Jahr gezeigt, nämlich einem Doppelmantel aus dunklem Pelz mit hellem Pelzfutter. Er dient als Tages- und Abendumhang, je nachdem man die helle oder dunkle Seite nach außen trägt. Mit weichen Pelz-chen sind auch die Ueberstich gefüttert, die man fürsorglich während der Hin- und Herfahrt über die im hellen Seidenstrumpf und Atlaschuh stehenden Füßchen zieht. Ja, man muntelt, daß Pelzstreifen und Abschlüsse sogar nach dem Dornier cri auch den Gesellschaftshandschuh — man trägt dänisches Leder — zieren sollen. Nun zum Schluß noch ein Wort über Schmuckfächer. Es scheint, daß das Fied, das Heinrich Heine einst seiner Angebeteten gesungen „Du hast Diamanten und Perlen“ viele Reiberinnen gefunden hat. Diamanten und Perlen sind die Lösung für die Winterfächer, besonders aber Perlen, und auffällig ist die Vorliebe der Damen für die langen tief herabhängenden Ketten. Möglich, daß daran „la belle Helene“, die schöne junge Königin von Italien schuld ist, der vor wenig Wochen bei ihrem Aufenthalt hier das ganze männliche Paris huldigend zu Füßen lag. Sie trug bei allen Empfängen und Festlichkeiten Perlen. Es ist sonderbar, wie das republikanische Frankreich mit Vorliebe das nachmacht und für maßgebend hält, was gekrönte Häupter thun und tragen. Wenn die Politik Modelache wäre, würde es um die Republik schlimm bestellt sein. Besten Gruß
Sidonie.

Geldschlittliches.

Welche Seife, d. h. Schmierseife wird von vielen Hausfrauen zum Reinigen der Fußböden, beim großen Reinemachen u. für geeigneter gehalten als harte Seife. In folgendem giebt nun eine Hausfrau von Erfahrung ein erprobtes Rezept zum Herstellen einer ganz vorzüglich weichen Seife: Ein halbes Doppelstück „Sunlight Seife“ wird geschneitelt und in 2 Liter kochendem Wasser gelöst. Beim Erkalten bildet sich eine tadellose weiße weiche „Sunlight Seife“, die höchste Reinigungskraft besitzt und von der in jeder Küche stets ein Vorrath sein sollte. Der Hauptvortrag dieser weichen „Sunlight Seife“ ist ihre Billigkeit, Vielseitigkeit und Sparbarkeit.

Rhein.-Weßf. Handels- u. Schreiblehr-Anstalt

Rheinstraße
103 I.



Gütes und
renom.
Institut am
Platz.

Gründl. Unterricht in: eins., doppel., amerik. Buchführung, Rechnen, Korrespondenz, Wechsel- und Handelskunde, Kontorpraxis, Schönschreiben, Stenogr., Maschinenschreiben. Erfolg garantiert. Zeugnis und Empfehlungen. Stellenvermittlung kostenlos.
Die Damenturse werden von Frau E. Schreier geleitet.
7445 Die Direktion.

„Lotteriespieler“.

Die Vereinigung von Spielern der Königl. Preuss. Lotterie hat noch einige Anthelle frei. (M. 6. — und M. 12. —). Prospekte und nähere Auskunft durch:

Ludwig Götz, Jahnstr. 3, Part.

Wiesbadener Dampf-Waschanstalt, E. Plümacher & Co.,

Tel. 771. Dohheim bei Wiesbaden Tel. 771.
übernimmt Hotel-, Pension- und Privatwäsch. Prompte Bedienung, kostenlose Abholung und Lieferung. Man verlange Preisliste.
8792

Fidelitas.

Zeitschrift für gesellige Vereine und Privatkreise. Enthält Lustspiele, Soloscenen, Kouplets (mit Musik), Vorträge u. Gesellschaftsspiele u. dergl. Monatlich ein Heft. Halbjährlich 2 Mk. Probeheft, 8 Stücke enthaltend, 40 Pf.

Der Gesangskomiker.

Complets, Duette, Soloscenen etc. mit Noten. 32 Bände, über 400 Stücke enthaltend, jeder Band 1 Mk. Inhaltsverzeichnis gratis und franco.

Die besten

Deklamationen und komischen Vorträge.

10. Auflage. Geh. Preis 1 Mark 50 Pf.

Das Vergnügungseck.

1 Bd. Prologe und Eröffnungsreden bei festlichen Gelegenheiten. 1 Mk. — 2 Bd. Leitfaden für Dilettanten zum öffentlichen Auftreten. 1 Mk. — 3. Bd. Der Zaubersalon. Die interessantesten Kunststücke der Salomagi. Mit 122 Abbildungen. 2.40 Mk.

Die Bauchrednerkunst, Von Gustav Lund.

2. Auflage. Mit Abbildungen 50 Pfg.

Dresden u. Leipzig. C. A. Koch's Verlag 871

Velma Suchard

Letzte Neuheit in teinster Dessert-Chocolade der weltberühmten Chocoladenfabrik Suchard. Neues Verfahren — besondere Finesse der Ausführung durch Verwendung von edelsten, mildschmeckenden Cacaosorten

Bekannt seine

Punsch-Essenzen

garantirt rein von

Georg Scherer & Co., Langen.

Überall erhältlich.

Niederlage durch Plakate kenntlich. 1035

Kohlen-Consum-Anstalt

Friedrich Zander,

5685

Luisestraße 24.

Kernsprecher 2352.

Sämmtliche Kohlenarten, sowie Coaks und Brickets von nur erstklassigen Zechen und bester Aufbereitung zu den bedingten, niedrigen Genossenschaftspreisen des übernommenen Konsumvereins.

Brenn- und Anzündholz ebenfalls äußerst billig.

Münchener Malschule

(nach Art der Münchner Privatschulen) für Damen und Herren, Kirchgasse 38. Eintritt jederzeit.

Monats- und 1/2-Jahr-Kursus.

Sonntags-Kursus.

Stundenkarten für Hospit. z. Abend-Act.

Vorbereitung zur Academie.

2087

Prosp und Ann.: P. Weber, Idsteinerstraße 12.